Erscheint alle 14 Tage

Erscheint alle 14 Tage

Die Rama-Post

vom kleinen Coco

Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend

12. Jahrgang | Verlag: Die Rama-Post vom kleinen Coco, Goch (Rhld.) | Nummer 18

Wanderlust.

Von uns Pfadfindern

Nicht ein romantisches Indianerspiel, keine Übermutsstreiche kecker Burschen waren die Erzeuger unserer Pfadfinderei, sondern ein Notstand war es, der den englischen Major Baden-Powell im Burenkrieg bei der Verteidigung der Stadt Mafeking dazu brachte, die Jungen der hart bedrängten Stadt zu militärischer Hilfeleistung heranzuziehen. Zum Verwundetentransport, zum Nachrichtendienst und ähnlichen Dingen wurden sie verwandt und halfen so mit zur Befreiung der Stadt.

Baden-Powell, der später General wurde, legte dann bald den Grundstein der Pfadfinderbewegung durch Herausgabe eines Buches „Scouting for Boys", das durchaus kein militärisches Jugenderziehungssystem enthielt, sondern, wie die Zukunft zeigen sollte, ein dem Weltfrieden dienendes Werk war.

Als obersten Grundsatz aller Pfadfinder stellte es die Hilfsbereitschaft auf, als Gesetze des Pfadfindertums enthielt es die Gebote der Ritterlichkeit und der Selbstzucht, der Treue und der Kameradschaft. Der Dienst am Anderen, an der Gemeinschaft ist das Maßgebende im Pfadfinderkreise.

Schnell fand die Pfadfinderei überall auf der Erde Heimstatt, und heute gibt es kaum noch ein Land, in dem es keine Pfadfinder gibt. Bei uns in Deutschland waren es vor allem Dr. Lion und Major Maximilian Bayer, die der Pfadfindersache den Weg bahnten und die geistigen Väter des 1911 gegründeten und heute noch bestehenden „Deutschen Pfadfinderbundes" waren. Der Krieg und seine Folgen brachten auch in der Pfadfinderei ein anderes Gesicht zum Vorschein. Fast durchweg wurde die Soldatenspielerei abgelehnt, und die Erziehung im Pfadfinderkreise sollte vor allem den Zweck haben, Männer mit klarem Blick, geistesgegenwärtigem Auftreten und verantwortungsbewußtem Handeln heranzubilden. All diesen Zwecken dienen die Wald- und Geländespiele der Pfadfinder und ihre Künste. Vor allem aber soll das Lagerleben die Jungen zur Selbständigkeit erziehen, denn im Lager müssen sie sich alles selbst machen, was sie brauchen: Ihre Unterkunft, ihr Essen und alle Geräte vom Tellergestell bis zum Zeltkerzenhalter.

In dieser Richtung war besonders die von John Hargreave in England ins Leben gerufene „Waldläuferbewegung" tätig, und Hargreaves Bücher „Kunst Einsamkeit" und „Stammeserziehung" haben auch in Deutschland weite Verbreitung gefunden.

Auf die Entwicklung des deutschen Pfadfindertums in der Nachkriegszeit hatte auch die alte Jugendbewegung des „Wandervogels" einen Einfluß gewonnen, indem die Pfadfinder aus ihr vor allem den Gedanken der Gemeinschaft, der Volksgemeinschaft besonders und der Pflege des Volkstums (Lied und Spiel) übernommen haben. Die Nachkriegswehen ließen leider auch den Deutschen Pfadfinderbund nicht ungeschoren, und eine Reihe anderer Pfadfinderbünde entstand, heute kann man aber jedenfalls wieder in allen Bünden den neuerwachenden Willen zur Einigkeit feststellen und auch vor allem gewisse Gruppierungen sehen. Zunächst sind da diejenigen deutschen Pfadfinder, die den Zusammenschluß mit den alten

Kräften der deutschen Jugendbewegung vollzogen haben, nämlich die Neupfadfinder und ein Teil der Ringpfadfinder, die zusammen mit den Wandervogelbünden die „Deutsche Freischar“ bilden. Sie scharen sich um die Zeitschriften „Die Spur“ und der „Weiße Ritter“. Die zweite große Gruppe umfaßt den Rest des alten deutschen Pfadfinderbundes, der diesen Namen noch trägt, und dessen Zeitschrift „Der Pfadfinder“ ist. Die dritte Gruppe, die ebenso wie die zweite nur aus Pfadfindern besteht, umfaßt als Hauptbünde die „Ringgemeinschaft deutscher Pfadfinder“ und den „Bund der Reichspfadfinder“, die das „Jugendland“ als Zeitschrift haben.

Trotzdem alle Pfadfinder der Welt sich die Liebe zu ihrem Vaterland aufs Panier geschrieben haben, wollen sie auch untereinander gute Beziehungen halten. Die großen Treffen, „Jamboree“ genannt, sollen hierzu dienen. Ein solches Jamboree wird auch nächstes Jahr wieder in England stattfinden, zu dem Pfadfinder aus der ganzen Welt erwartet werden. Diese Treffen der Jugend aller Völker werden sicher mehr das Verständnis der Nationen untereinander fördern, als große Staatsverträge.

So soll denn das Pfadfindertum der Jugend des Volkes den Gemeinschaftsgeist einpflanzen und sie in einem zuchtvollen und fröhlich-freien Leben stark an Körper, wach an Geist und rein an Seele halten.

Wanderlust. (Zum Titelbild.)

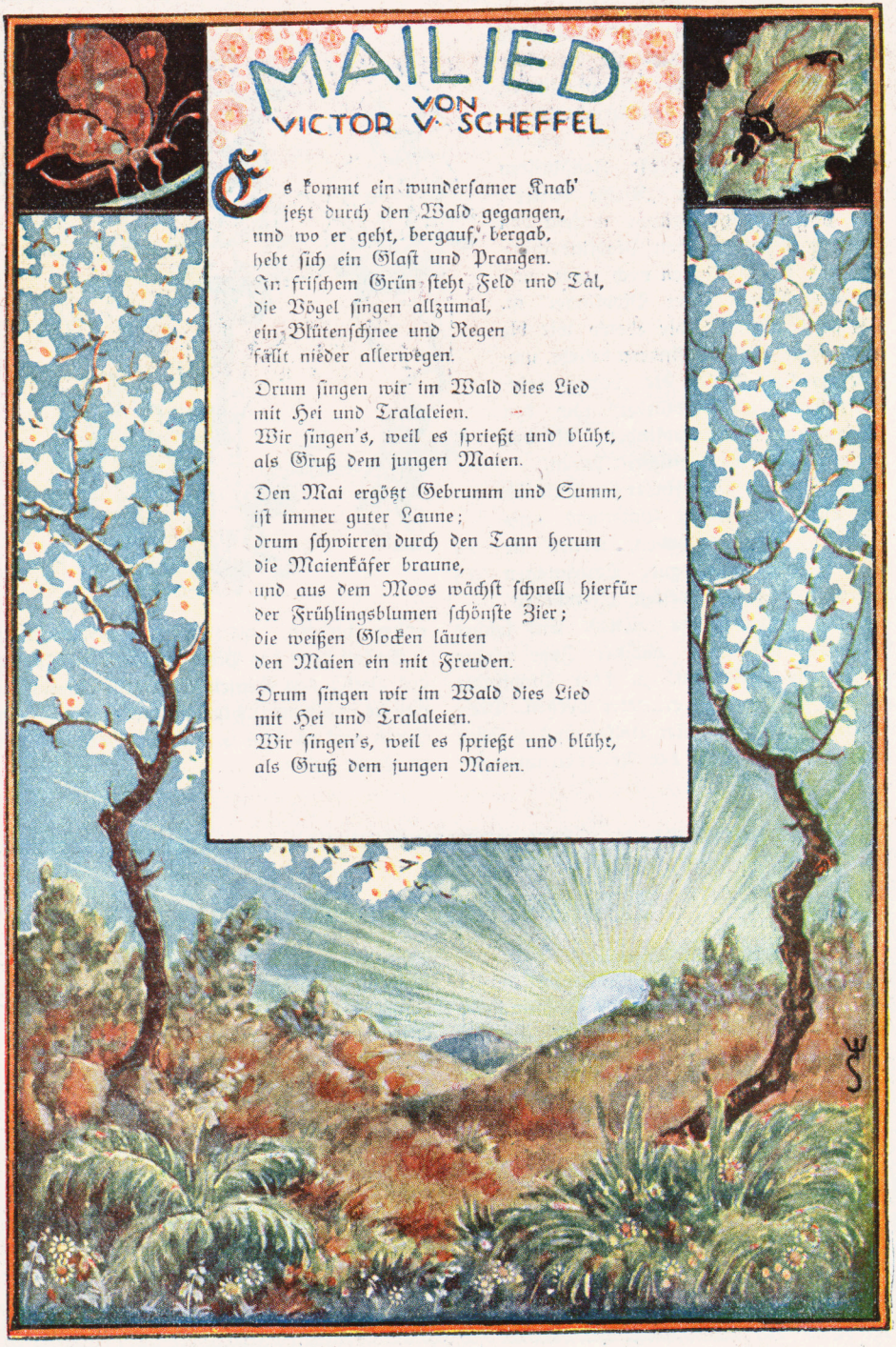
O wie köstlich im Morgenstrahl
Ist ein Wandern durchs Wiesental!
Diesseits der Wald, und das Bächlein links,
Soviel blühende Schönheit rings,
Und über dem Blau der Vergißmeinnicht
Goldig flimmerndes Sonnenlicht!

Weidenröslein lachen mich an,
Würzig duftet der Thymian,
Glockenblumen und Frauenschuh
Nicken mir traulich grüßend zu,
Raunen und flüstern: „Was zögerst du noch,
Sind wir nicht reizend? — So pflücke uns doch!“

Tiefer hinein in den blumigen Grund
Lockt mich des Bächleins plaudernder Mund.
Silberne Wogen, forellenbelebt,
Falterumgaukelt, libellenumschwebt,
Hasten vorüber am schwankenden Steg,
Fröhliche Reise, viel Glück auf den Weg.

Wo im Grunde die Mühle steht
Und das Wasser die Speichen dreht,
Dicht bei dem sprühenden Silberschaum
Rast' ich, beschattet vom Lindenbaum.
Kränze mit Blüten mir Kleid und Hut,
O wie ruht's nach dem Wandern sich gut!

Josephine Moos


MAILIED
VON
VICTOR V. SCHEFFEL
Es kommt ein wunderſamer Knab'
jetzt durch den Wald gegangen,
und wo er geht, bergauf, bergab,
hebt ſich ein Glaſt und Prangen.
In friſchem Grün ſteht Feld und Tal,
die Vögel ſingen allzumal,
ein Blütenſchnee und Regen
fällt nieder allerwegen.
Drum ſingen wir im Wald dies Lied
mit Hei und Tralaleien.
Wir ſingen's, weil es ſprießt und blüht,
als Gruß dem jungen Maien.
Den Mai ergötzt Gebrumm und Summ,
iſt immer guter Laune;
drum ſchwirren durch den Tann herum
die Maienkäfer braune,
und aus dem Moos wächſt ſchnell hierfür
der Frühlingsblumen ſchönſte Zier;
die weißen Glocken läuten
den Maien ein mit Freuden.
Drum ſingen wir im Wald dies Lied
mit Hei und Tralaleien.
Wir ſingen's, weil es ſprießt und blüht,
als Gruß dem jungen Maien.

BURG RHEINFELS

von Else von Steinkeller

Schön ist's, eine Rheinreise zu machen, am schönsten aber, wenn man sich so wenig wie möglich der langweiligen Eisenbahn anvertraut, sondern mit kleinen Dampferfahrten dazwischen diese Reise zu Fuß macht, mit dem Rucksack auf dem Rücken fröhlich wandernd auf den gutgehaltenen Landstraßen rechts oder links des Rheines. Dann erst kann man diese herrlichste Gegend Deutschlands wirklich genießen und sich freuen an all dem Erhebenden, was uns die Ufer des schönen Stromes vor Augen führen.

Dabei lockt natürlich am meisten der Teil des Rheins etwa von Kaub an, wo die Bergwände immer näher an den Wasserspiegel herantreten, und der breite Strom, so eingeengt, mit desto größerer Gewalt an dem Gestein nagt und es in großer Tiefe ausfurcht. Als schroffe Klippen scheinen hier die Felsen direkt aus dem strudelnden zischenden Gischt herauszuwachsen. Stolze Burgen, malerische Ruinen schmücken sie, umschwebt vom Zauber alter Sagen, ritterlichen Heldentums. So ragt unweit des Loreleyfelsens der hohe Turm der 1313 erbauten Burg Katz empor, und gegenüber, oberhalb des Städtchens St. Goar, grüßt eines der ältesten und größten Bauwerke des Rheins, die Ruine Rheinfels. Sie grüßt und lockt: „Komm, komm herauf zu mir! Laß dich nicht nur von der Loreley Zaubersang betören, auch ich kann dir viel erzählen, und nicht nur Märchen und Sagen sind's, sondern auch ein Stück Geschichte weiß ich zu künden!"

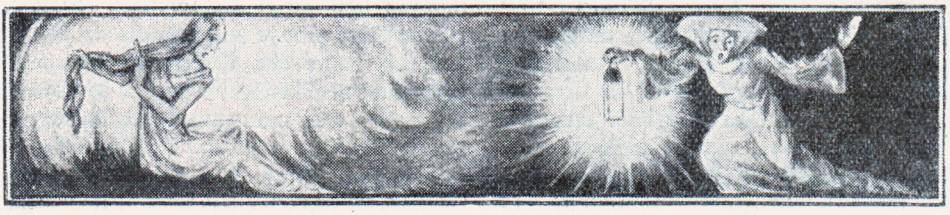
Wie gern man sich locken läßt! Und der Weg ist auch gar nicht so sehr beschwerlich, der mit der einstigen alten Wallmauer der Burg von St. Goar an ganz allmählich aufsteigt. Eine starke mächtige Feste muß dieser Rheinfels gewesen sein, der Graf Diethert von Katzenelnbogen, der ihn einst erbaute, muß kein allzu friedlicher Gesell gewesen sein. Aber damals, so um das Jahr 1246 herum, da mußte sich eben jeder seiner Haut wehren, und man tat dies am besten, wenn man sein Hab und Gut hinter Ringmauern und Wallgräben und Schießscharten in Sicherheit brachte. Und Rheinfels hat ja denn auch, wie man so sagt, seinen Mann gestanden, allein sechsundzwanzig Rheinstädte haben es belagert und nicht überwunden, hohnlachend abgefertigt sind sie worden von ihren Bewohnern. Solche riesige Burg war ja auch damals ein Reich für sich. Mit der Außenwelt brauchte man nicht viel in Berührung zu kommen, denn alles, was man zum Leben brauchte, bargen die Burgmauern. Und im Rheinfels war viel Platz. Ein riesengroßes, im Viereck gebautes Kastell umgibt noch jetzt

den köstlichen Burghof. Hohe efeubewachsene Mauern sehen hinein. Sie sind zum Teil noch wohlerhalten, und auch in den Wohnräumen des Hauptflügels erkennt man trotz Schutt und Spinnweben noch gut den Zweck, dem sie gedient haben. Entzückt blickt das Auge durch die zerfallenen Fenster auf das liebliche Bild, das sich einem bietet. Da unten liegt St. Goar mit seinen engen Straßen und den altmodisch behaglichen Häuschen. Ein Dampfer hat gerade an der Landungsstelle in dem kleinen Hafen angelegt, und weiterhin vermittelt mit fröhlichem „Tacke-Tacke" das kleine Motorboot „Loreley" den Verkehr nach dem jenseitigen Ufer. Und dann der Blick nach der anderen Seite, rheinab über liebliche Ortschaften, über Felsen und Berge hinweg bis fast nach Koblenz, — ist es nicht herrlich, dies alles in sich aufzunehmen, zu genießen? Eine freundliche Führerin erzählt dazu lange Geschichten, läßt einen in die geheimen Gänge unter der Burg, — in die unheimlichen unterirdischen Gefängnisse, und in den so unglaublich tiefen Brunnen hineinsehen, so daß einem Gänsehaut über Gänsehaut den Rücken hinunterrieselt vor lauter Grauen über so viel mittelalterliche Geheimnisse. — Ja, also die Franzosen haben im Jahre 1692 den Rheinfels vergebens belagert, aber das, was ihnen damals nicht geglückt ist, nämlich die Burg zur Übergabe zu zwingen, oder gar in sie einzudringen, das erreichten sie hundert Jahre später durch Verrat.

Es klingt häßlich das Wort „Verrat", wenn man in einem malerischen Winkel des Burggartens unter einem wilden Rosenbusch lagert und den Blick über den herrlichen Rhein schweifen läßt. Dabei denkt man viel lieber an Fröhliches, vielleicht an das liebliche Burgfräulein, das einst dem Ritter Georg Brömser von Rüdesheim anverlobt war, und das da oben von den jetzt geborstenen Zinnen sicher ihrem Herzliebsten zugewinkt hat, wenn er als ersehnter Gast auf dem Rheinfels einzog. Oder man erlebt im Geist ein Bankett im wappengeschmückten Remter, bei dem die Paare in prunkvollen Gewändern steif einherschreiten in feierlichem Reigentanz.

Aber da ist auch wieder der düstere zerfallene Schlund des unterirdischen Ganges, gar nicht weit von unserm blühenden Rosenbusch entfernt, und da ist der unheimliche Brunnen. Ob es denn wirklich wahr ist, wie die Sage behauptet, daß eine Anverwandte der Katzenelnbogen, eine Gräfin Mechtildis selbst, durch Verrat den Franzosen die Burg später auslieferte? Ob sie die Feinde wirklich selbst durch diesen Gang hineinführte, ihnen mit einer Laterne leuchtend voranschritt durch die Räume und alles der Zerstörung preisgab? Ja, und ob sie, bei dem nachfolgenden Kampf erschlagen, immer noch keine Ruhe findet ihrer Schandtat wegen, und immer noch umgeht in der alten Ruine, von Gewissensqualen gefoltert bis zum Jüngsten Gericht?

„Die falsche Gräfin geht um!" sagen die Schiffer, wenn sie oft des Nachts die öden Fensterhöhlen der Burg von gespenstischem Licht erhellt zu sehn glauben, und lotsen vorsichtig ihren Kahn durch die verderbendrohenden Klippen im Rhein hindurch, zwischen der singenden Hexe auf dem Loreleyfelsen, und Gräfin Mechtildis, dem Spuk vom Rheinfels.



Was tue ich, wenn ich mich bei einer Wanderung verirre?

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt." Wie schön wandern ist, brauche ich euch nicht erst zu sagen. Die großen Jungen werden es schon alle erfahren haben. Nun kenne ich mehrere Fälle, bei denen sich Kinder, auch schon große und sogar Erwachsene, verirrt haben. Obgleich sie eine Karte mithatten, genügte dies nicht. Man muß auch genau die Karte kennen, und das war bei diesen Jungen nicht der Fall.

Nun — es gibt noch andere Mittel, mit denen man sich zurechtfindet, nämlich Sonne, Taschenuhr, die Natur im allgemeinen, Mond und Sterne. Also merkt euch und bewahrt diese wichtigen Mitteilungen auf:

Feststellen der Himmelsrichtungen.

Bei der Orientierung mit dem Kompaß ist stets daran zu denken, daß der wirkliche Nordpol (der sogenannte geographische) etwa 10 bis 11 Grad westlich des magnetischen Nordpols liegt.

Orientierung nach der Sonne.

Die Sonne steht:

6 Uhr morgens im Osten,
9 Uhr morgens im Südosten,
12 Uhr mittags im Süden,
3 Uhr nachmittags im Südwesten,
6 Uhr nachmittags im Westen.

Der Schatten der Gegenstände fällt in die entgegengesetzte Richtung.

Mit Hilfe der Sonne und Taschenuhr.

Man hält die Uhr so, daß der kleine Zeiger nach der Sonne zeigt. Dann ist Süden in der Mitte zwischen dem kleinen Zeiger und der Zwölf. Am Vormittag geht man auf der Uhr rechts herum, am Nachmittags links herum.

Die Wetterseite.

Es ist die Seite, welche Spuren des schlechten, nassen Wetters zeigt. Sie zeigt sich nach Nordwesten und äußert sich

a) bei Bäumen: Wetterseite gleich gröber und rissig; es ist Moos an der Rinde; kleinere freistehende Bäume sind nach Südosten gekrümmt; Ameisen laufen meist an der Südostseite der Bäume in die Höhe;

b) bei großen Steinen in der Wetterseite häufig Moos und Feuchtigkeit;

c) der Schnee schmilzt am schnellsten gegen Süden; die meisten Dorfkirchen haben den Turm an der Westseite, den Altar an der Ostseite; auf den Kirchhöfen liegt das Kopfende der Gräber meist nach Westen.

In der Nacht.

Der Vollmond steht der Sonne gegenüber, also:

6 Uhr abends im Osten,
12 Uhr nachts im Süden,
6 Uhr morgens im Westen.

Bei ab- bzw. zunehmendem Mond:
Das erste Viertel steht:
6 Uhr abends im Süden,
12 Uhr nachts im Westen.

Das letzte Viertel steht:
12 Uhr nachts im Osten,
6 Uhr morgens im Süden.

Die Venus, ein hellglänzender Stern, steht als Morgenstern vor Sonnenaufgang im Osten, als Abendstern vor Sonnenuntergang im Westen.

Nach dem Wege frage man nie: „Führt dieser Weg nach A?", sondern stets: „Wohin führt dieser Weg?"

Hat man sich in der Nacht v e r i r r t und findet keine Unterkunft, so versuche man laut das Bellen des Hundes nachzuahmen, da nicht ausgeschlossen ist, daß man dann von wirklichen Hunden Antwort erhält und, so dem Schalle nachgehend, ein Gehöft finden kann.

Erste Vorbedingung für ein erfolgreiches Wandern ist aber, daß der Wanderer des Kartenlesens kundig ist und die stumme und doch beredte Sprache versteht.

Urians Reise

Von Matthia

Wenn jemand eine Reise tut,
So kann er was erzählen;
Drum nahm ich meinen Stock und Hut
Und tät das Reisen wählen.
„Da hat Er gar nicht übel dran getan:
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!"

Zuerst ging's an den Nordpol hin;
Da war es kalt bei Ehre!
Da dacht' ich denn in meinem Sinn,
Daß es hier besser wäre.
„Da hat Er gar nicht übel dran getan:
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!"

In Grönland freuten sie sich sehr,
Mich ihres Orts zu sehen,
Und setzten mir den Trankrug her;
Ich ließ ihn aber stehen.
„Da hat Er gar nicht übel dran getan:
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!"

Die Eskimos sind wild und groß,
Zu allem Guten träge;
Da schalt ich jemand einen Kloß,
Und kriegte viele Schläge.
„Da hat Er ja nicht übel dran getan:
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!"

Nun war ich in Amerika;
Da sagt' ich zu mir: Lieber!
Nordwestpassage ist doch da,
Mach dich einmal darüber!
„Da hat Er gar nicht übel dran getan:
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!"

Flugs ich an Bord und aus ins Meer,
Den Tubus festgebunden,
Und suchte sie die Kreuz und Quer,
Und hab' sie nicht gefunden.
„Da hat Er gar nicht übel dran getan:
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!"

Von hier ging ich nach Mexiko,
Ist weiter als nach Bremen.
Da dacht' ich, liegt das Gold wie Stroh,
Du füllst 'n Sack voll nehmen.
„Da hat Er gar nicht übel dran getan:
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!"

um die Welt

s Claudius.

Allein, allein, allein, allein,
Wie kann der Mensch sich trügen!
Ich fand da nichts als Sand und Stein
Und ließ den Sack da liegen.
„Da hat Er gar nicht übel dran getan:
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!"

Drauf kauft' ich etwas kalte Kost
Und Kieler Sprott' und Kuchen,
Und setzte mich auf Extrapost,
Land Asia zu besuchen.
„Da hat Er gar nicht übel dran getan:
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!"

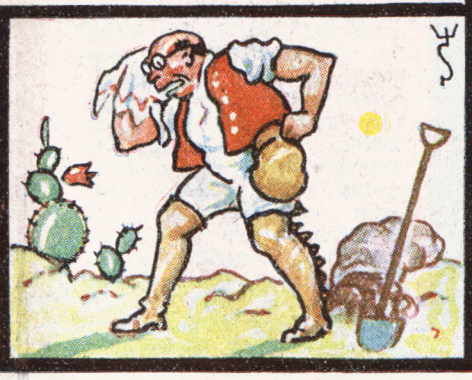
Der Mogul ist ein großer Mann
Und gnädig über Maßen
Und klug; er war itzt eben dran,
'nen Zahn ausziehn zu lassen.
„Da hat Er gar nicht übel dran getan:
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!"

Hm! dacht' ich, der hat Zähnepein,
Bei aller Größ' und Gaben! — —
Was hilft's denn auch noch, Mogul sein?
Die kann man so wohl haben.
„Da hat Er gar nicht übel dran getan:
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!"

Ich gab dem Wirt mein Ehrenwort,
Ihm nächstens zu bezahlen;
Und damit reist' ich weiter fort
Nach China und Bengalen.
„Da hat Er gar nicht übel dran getan:
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!"

Nach Java und nach Otaheit
Und Afrika nicht minder;
Und sah bei der Gelegenheit
Viel Städt' und Menschenkinder.
„Da hat Er gar nicht übel dran getan:
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!"

Und fand es überall wie hier,
Fand überall 'nen Sparren,
Die Menschen gerade so wie wir
Und eben solche Narren.
„Da hat Er übel, übel dran getan:
Erzähl' Er nicht weiter, Herr Urian!"



Bei einem Wirte wundermild . . . . .

Von Helene Wulff.

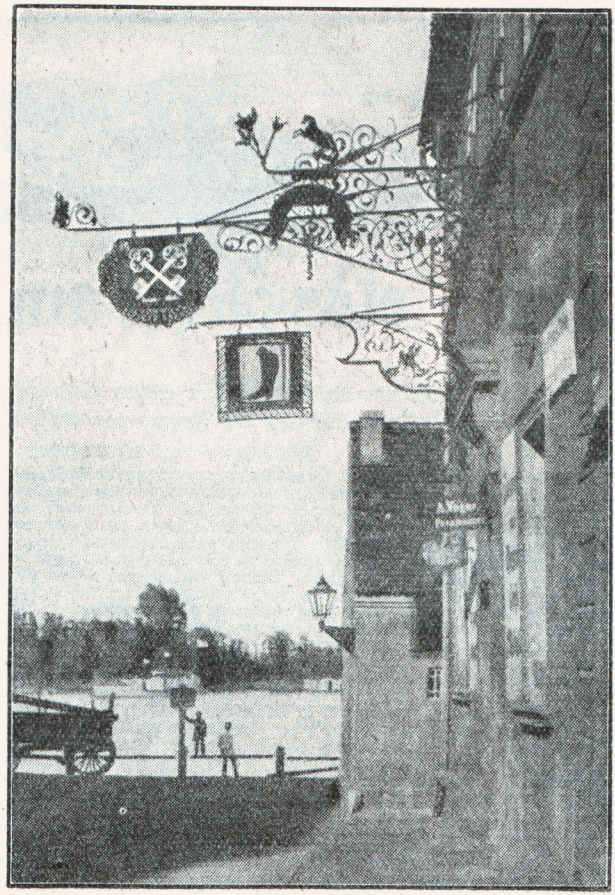
Wie ein bildgewordenes Volkslied, ein Stück lebende Volkspoesie ragen in den lieben, alten, deutschen Städten die lustigehrwürdigen Wirtshausschilder hinein in die malerischen Gassen und Winkel und geben Straße und Platz einen besonderen, eigenen Ausdruck. — So wie der Turm zur Kirche den Weg weist, so locken die schmiedeeisernen Wandarme zum Gasthof, und was in dem weihevollen Ernst der Kirche, der strengen Würde des Rathauses ungesprochen und ungetan blieb — im Wirtshause wurde es verhandelt und erledigt. Schon im frühesten Mittelalter bis hinein in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war das Wirtshaus der eigentliche Lebensnerv der Stadt — Börse und Nachrichtenzentrale, Hauptpost, Reiseverkehrspunkt und Unterkunftshaus zugleich. Erst die Eisenbahnen brachen die beherrschende Stellung der Gasthöfe, sie behielten nur noch ihren historischen und poetischen Wert. Denn ihre heimelige Gemütlichkeit haben die alten Gaststätten sich erhalten, kein Hotel allerersten Ranges mit aller Ausstattung und den Bequemlichkeiten, die das moderne Komfortbedürfnis ersinnen kann, wird bei seinen Gästen ein trauliches Gefühl der Geborgenheit und Zufriedenheit auslösen können, wie so ein alter Gasthof, in dessen getäfelter, zinngeschmückter Wirtsstube schon viele Generationen um die schweren Eichentische saßen, deren riesiger Kachelofen schon seit Jahrhunderten müden und durchnäßten Wanderern Wärme und Behagen spendete. So kann auch kein modernes Gasthausschild, und wenn es noch so originell und künstlerisch hochwertig ist, uns solch freundlichen, und doch prägnanten Eindruck hinterlassen, wie die alten Wirtshausschilder und Herbergszeichen, die sich überall in alten Städten finden, und deren Erhaltung man jetzt liebevolle Sorgfalt angedeihen läßt.

Brandenburg (Havel), Wollweberstraße, Wirtsschilder.

Denn diese Schilder sind oft kleine Meisterwerke der Kunstschmiederei, bürgerliche Kunstaltertümer von hohem Wert, die denen der mittelalterlichen Goldschmiedekunst kaum nachstehen, und trotz ihres rauhen Materials eine so reiche und feine Formensprache besitzen, daß die Eigenheiten und Wandlungen des Geschmacks sich auch bei ihnen deutlich ausdrücken.

Allen Herbergs- und Wirtshausschildern ist ursprünglich eine Form gemeinsam: die Wandschiene mit dem von ihr ausgehenden, wagerechten Arm, beide von oben oder unten durch eine Strebe verbunden. Zunächst wurde der so entstehende Raum mit Ranken oder Gittermotiven gefüllt, später auch mit Blattornamenten und allerhand sonstigem Zierat. Die eigentlichen Schilder jedoch gaben der Schmiedekunst die reichste Gelegenheit, sich zu entfalten. Auf ihnen wurde der Name des Wirtshauses meist bildlich zur Darstellung gebracht, oder die Innungszeichen der Zünfte schmückten das Schild der Herberge. — Das Aufblühen des Zunftwesens und seine damit

verbundene beinahe kastenmäßige Absonderung und Einteilung gaben den mittelalterlichen Herbergen ihr eigenes Gesicht. Nicht nur die verschiedenen Handwerke hielten sich streng gesondert, auch Meister und Gesellen trennte wiederum eine tiefe Kluft. Die wandernden Handwerksleute hatten ihre eigenen, durch Schilder und Aufschriften leicht erkennbare Herbergen, während die großen Zunftherbergen nicht dazu bestimmt waren, die reisenden Handwerksburschen gastlich aufzunehmen, hier wurden nur die Angelegenheiten der Zünfte beraten und erledigt, und vor allen Dingen die Feste und Trinkgelage abgehalten. — Neben der Handwerkerherberge gab es noch für landfremde Reisende und Pilger die sogenannten „Elendenherbergen", in denen diese unentgeltlich Obdach, Speise und Pflege erhielten.



Frankfurt a. d. O., Herberge a. d. Oder mit Herbergsschildern.

Die wachsende Sicherheit der Länder und Straßen nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges brachte das Gasthauswesen zur höchsten Blüte, und aus dem einfachen Zeichen des Wirtshauses, dem vor die Tür gehängten Strohwisch oder grünen Zweig, wurde das schöne, bildhafte Wirtshausschild. Die ganze Sagen- und Fabelwelt, vor allem aber das Tierreich, gaben den Wirtshäusern ihre Namen und deren Schildern das Gesicht. Auch die Leuchtkraft der Farbe wurde zu Hilfe genommen: ein „goldener Apfel an einem langen Aste" wurde das Schild des „guten Apfelbaums", und im „schwarzen Walfisch zu Askalon wird kein Prophet verehrt". Das „blaue Roß", der „graue Bär", der „rote Hahn" und der „rote Löwe", das „schwarze Ferkel", der „schwarze, weiße und rote Adler" entstanden, zusammen mit dem „grünen Baum", der „goldenen Sonne", dem „Mondschein" und den vielen, vielen anderen wohlbekannten und weitberühmten Gaststätten. Manchmal deuten die Namen der Wirtshäuser auch auf die eigentliche Bestimmung des Hauses hin, z. B. die „Mühle", das „Fährhaus", der „Fischer", vor allen Dingen aber die „Post" oder das „Posthorn", deren Wirtshauszeichen an den früheren Haupt- und jetzigen Nebenberuf des Wirtes erinnern.

Auch heute haben die alten Wirtshausschilder noch nichts von ihrer alten Anziehungskraft eingebüßt. Lustig, einladend und doch würdevoll schaukeln sie über den Häuptern all derer, welche die altersgrauen Gassen durchwandern, auf dem weiten Platz haltmachen, um das wohlbekannte, immer neue und schöne Bild eines Marktplatzes zu genießen, immer wieder zieht die oft entzückende Leichtigkeit und Harmonie der Schilder und Zeichen die Blicke auf sich. — Schönheit der Form und Originalität der Idee vereinigen sich hier zu einem Kunstwerk, in dem wir eigentlich die erste Art der Reklame erblicken können, einer Reklame, die heute noch zweckentsprechend und wirksam ist wie einst, als in jeder Stadt das Wirtshaus der Brennpunkt alles geschäftlichen und geselligen Lebens und Treibens war.

Die Goldwäscher am Klondyke

Roman aus der Zeit der großen Goldfunde in Alaska.
Bearbeitung für die Jugend von Emil Droonberg.

Bisheriger Verlauf der Erzählung.

In Dawson „City" am Klondyke wird der Winter erwartet, der die Goldsucher von ihren Fundplätzen zur Stadt zurückbringt. Pat Maloney aus San Franzisko ist infolge eingetretener Erschöpfung beim Goldgraben frühzeitig in den Malamut-Salon zurückgekehrt. Er will den Winter über für den Wirt Klavier spielen und im Frühjahr wieder seinen Claim aufsuchen. Beim Klavierspiel packt ihn ein Hustenanfall. Peggy, die Tochter des Wirtes, rät ihm, sofort nach Franzisko zurückzukehren. Während des Gespräches erscheint ein neuer Ankömmling in der Gaststube. Davy Evans hat einen aufsehenerregenden Goldfund am Renntierfluß gemacht und ein großes Lager entdeckt. Beim Friedensrichter hat er für Pat Maloney einen Claim eintragen lassen. Dieser ist dadurch zum reichen Mann geworden. Pat Maloney, der sich auf Wunsch von Evans ans Klavier gesetzt hat und zum Tanz spielte, erleidet einen neuen Anfall. Er stirbt im Beisein der übrigen Gäste. Man entdeckt in seiner Brieftasche einen Brief seiner Tochter. Der Rechtsanwalt Murphy, welcher mit dem Bankhalter Mac sonderbare Blicke tauschte, was von Peggy beobachtet wurde, übernimmt die Beantwortung des Briefes. Bald darauf bringen die amerikanischen Zeitungen die aufregendsten Nachrichten über ungeheure Goldfunde in Alaska und am Klondyke. Auf dem Dampfer „Nordstern" fahren Hunderte von Menschen in das Glücksland. Mister Escher, ein Zeitungsberichterstatter, hat als Steward auf dem Schiff Dienst genommen, um ohne besondere Unkosten ebenfalls nach dem Klondyke zu kommen. Miß Eileen Maloney ist auf dem Dampfer als Geigenspielerin angestellt worden. Eine Doppelgängerin von Miß Maloney tritt in Erscheinung. Als die junge Geigenkünstlerin eines Abends vor den Gästen musiziert, benimmt sich ein stiernackiger roher Bursche, den ein Bekannter von Escher bei einem vertraulichen Gespräch mit der zweiten Miß Maloney belauscht hat, ihr gegenüber sehr anmaßend, wird aber von dem herbeieilenden Escher dafür gebührend bestraft. Einige Tage später entdeckt Kane, daß Lynn versucht hat, Eileens Hund zu vergiften. Durch ein geschicktes Gegenmanöver hat er aber bewirkt, daß einer von Lynns eigenen Hunden dem Versuche zum Opfer fiel. Inzwischen ist der Dampfer in Juneau angelangt. Der Aufbruch ging ohne Schwierigkeiten von statten. Nach längerem angestrengtem Marsch ruhten sie sich am Waldsaum aus. In vier Tagen wurde Skagway erreicht, wo nur kurz haltgemacht wurde. Eileen glaubte in der Begleitung von Lynn und der zweiten Miß Maloney den Unbekannten wiederzusehen. Es wird die Weiterreise nach Sheeskamp angetreten. Unterwegs müssen sie Schreckliches schauen und erleben, bleiben aber von ernsten Unfällen verschont. Als vier Wochen seit dem Antritt der Reise von Juneau verflossen waren, erreichten sie endlich Fort Selkirk, wo Escher und Eileen sich trennen mußten. Escher kommt nach Dawson und ist erstaunt von dem Leben und Treiben in dieser Stadt.

10. Kapitel. (11. Fortsetzung.)

Einstweilen erlaubten ihm aber seine völlig zusammengeschmolzenen Mittel weder das eine, noch das andere, und er hatte daher den Entschluß gefaßt, sich zunächst einmal irgendwo eine möglichst lohnende Beschäftigung zu suchen.

Mit Interesse sah er sich in dem Raume um und begab sich gelegentlich auch nach dem anstoßenden Tanzraume, in dem es nicht minder lebhaft herging.

An einer Stelle, nahe dem Eingang, standen eine Anzahl Männer und auch zwei Frauen darunter, abgemagert und hungrig. Man konnte es ihnen ansehen, daß dieses Nordland ihre Hoffnungen betrogen und sie an Körper und Seele gebrochen hatte. Die Frauen schienen einer besseren Klasse anzugehören, was man aber nur an den feineren Zügen ihrer blassen und verhärmten Gesichter erkennen konnte. Die eine von ihnen sprach halblaut zu einem Manne, der neben ihr stand und offenbar ebenfalls den gebildeten Klassen angehörte.

Er machte eine Bewegung, als ob er sich McAllister, dem Eigentümer des Salons, nähern wollte, der in Hemdsärmeln hinter der Bar stand, beschäftigt, das Gold der Gäste abzuwiegen und gegen Papier umzutauschen, von welchem dann immer ein Teil wieder seinen Weg für Getränke in die Kasse des Barkeepers fand. Noch bevor er den Entschluß aber ausgeführt hatte, zögerte er aber wieder, und erst ein bittendes „George!" von seiten der Frau veranlaßte ihn, an Mc. Allister heranzutreten.

„Können Sie mir nicht etwas Mehl und Bohnen ablassen?" sagte er. „Wir sind am Verhungern. Wir waren zwei Tage lang auf dem Trail und haben seit vierundzwanzig Stunden keinen Bissen zu essen gehabt."

„Mehl und Bohnen", erwiderte McAllister sarkastisch. „Warum verlangen Sie nicht den Mond vom Himmel, oder den Nordpol, oder sonst eine Kleinigkeit? Zwischen hier und Nome gibt's keine überzählige Bohne und keine entbehrliche Handvoll Mehl."

„Wir müssen aber verhungern, wenn wir nichts bekommen", wiederholte der Mann. „Ich bin bereit, einen guten Preis dafür zu zahlen."

„Der Preis spielt gar keine Rolle. Alle Vorräte hier sind aufgebraucht, und neue Zufuhren können nicht herankommen, bevor der Yukon nicht offen ist."

„Wir müssen aber etwas zu essen haben", sagte der Mann verzweifelt.

„Ich sage Ihnen, es gibt nichts", entgegnete McAllister kurz. „Niemand hat für sich genug. Wer hat Sie geheißen, hierher zu kommen ohne Proviant? Sie wußten doch oder hätten es wissen müssen, daß hier der Hunger herrscht."

„Was sollen wir denn aber tun?" fragte der Mann mit fast tonloser Stimme.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen. Jeder für sich und der Teufel nehme den Letzten."

„Ist das das ganze Gefühl, das Sie für kranke und hungernde Frauen haben?"

Jetzt wurde McAllister böse.

„Gefühl?" fragte er, vielleicht noch mehr erstaunt, als empört über ein solches Verlangen. „Gefühl ist hier im Klondykedistrikt kein marktgängiger Artikel. Ich habe genug zu tun, meine eigenen Leute satt zu machen, ohne mich nur mit der Sorge für fremde zu befassen."

Ein Finger legte sich in diesem Augenblick auf die Schulter des Mannes, und als er sich umdrehte, winkte ihn Escher zur Seite.

„Sie sind in Not?" fragte er.

„Ja."

„Ja, wir haben nicht eine Bohne mehr."

„Und diese Frauen?"

„Meine Frau und ihre Schwester. Mein Schwager ist vor ein paar Wochen gestorben. Lungenentzündung."

„Haben Sie denn nicht mehr Verstand besessen, um Ihre Frau mit nach dem gottverlassenen Lande zu bringen?"

„Wir dachten nicht, daß es so schlimm sein würde. Es kam so allmählich, und als es immer schlimmer wurde, war es zur Umkehr längst zu spät. Wir haben Entbehrungen durchgemacht — mein Gott, was haben wir alles ertragen — und sind doch noch am Leben. Es ist kein Land mehr da, wo es sich lohnte, einen Claim zu belegen. Alles ist schon in festen Händen. Unten am Vierzig-Meilen-Creek schlachten die Männer ihre Hunde und kochen Suppe von isländischem Moos, das sie unter dem Schnee hervorkratzen."

„Warten Sie ein paar Minuten, ich bin gleich wieder zurück."

Es dauerte in der Tat nicht länger als ein paar Minuten, bis er mit einem kleinen Sacke, der gut angefüllt war, zurückkehrte.

„Hier sind Bohnen und Mehl", sagte er. „Sie werden eine Woche damit reichen. Bis dahin werden Sie anderweit Rat geschafft haben."

In die Augen des Mannes kam ein Blick überströmender Dankbarkeit. Unwillkürlich griff er in die Tasche, um nach dem wenigen Gelde zu suchen, das ihm noch verblieben sein mochte.

„Gut. Sie können sich morgen früh 5 Uhr meiner Kolonne von Packpferden anschließen, die mit Proviant und anderen notwendigen Dingen nach den Minen am Rentierflusse abgeht.

„Wollen Sie nicht. Wollen Sie nicht — —", stotterte er.

„Keinen Cent, bitte."

„Dann nehmen Sie wenigstens den Dank eines Mannes, den Sie aus Verzweiflung gerettet haben."

„Nicht nötig", wehrte Escher ab.

„Aber Ihren Namen werden Sie mir doch sagen."

„Ich heiße Escher, und wenn es Sie interessiert, so will ich Ihnen sagen, daß ich einst ein berühmter Schriftsteller zu sein hoffe."

McAllister hinter der Bar hatte den Vorgang mit sprachlosem Erstaunen beobachtet.

„Heiliger Moses!" rief er jetzt. „Hier verschenkt einer Mehl. Hat man so etwas schon gesehen?"

Dabei gab er dem Manne verstohlen einen Wink, dem dieser folgte, indem er an die Bar herantrat. Der Wirt bückte sich und brachte hinter dem Schenktisch einen kleinen Sack hervor, den er ihm unauffällig zusteckte.

„Hier haben Sie noch ein paar Pfund Bohnen", sagte er. „Nun drücken Sie sich aber und reden Sie nicht davon, sonst halten mich die Leute für verrückt."

Der Mann schien völlig verblüfft und wußte kaum zu danken, denn er hatte nicht geahnt, daß die frühere anscheinende Härte des Wirtes nur eine notwendige Maske den übrigen Gästen gegenüber war. Gleich darauf verließ er mit den Frauen, in deren bleiche Wangen ein leises Rot gestiegen war und die mit einem dankbaren Blicke gegen Escher und McAllister den Kopf neigten, das Lokal.

Escher trat an die Bar und nahm einen „Drink".

Dann mischte er sich wieder unter die Gäste. Als er dabei zufällig in die Nähe des kleinen Tisches kam, an dem Evans mit Peggy saßen, hörte er diesen von einem der Gäste mit „Hallo, Davy Evans!" anreden.

Also, das war der große Mann!

Jetzt studierte Escher seine Person und seine Gesichtszüge etwas genauer, fand aber nicht, daß er sich von dem allgemeinen Typ hier im Goldgräberlande wesentlich unterschied, höchstens lag in seinen Gesichtszügen ein Ausdruck von etwas mehr als gewöhnlicher Entschlossenheit und Selbstsicherheit. Auch die Kleidung war die übliche, nur vielleicht aus etwas besseren Stoffen. Irgendeine besondere Eigenschaft, an der man sie gleich von außen erkannt hätte, schienen Millionäre hierzulande also nicht zu besitzen.

Escher hatte schon den ganzen Tag versucht, Evans aufzufinden, denn jemand hatte ihm den Rat gegeben, bei ihm wegen einer Beschäftigung anzufragen. Er hatte ihn aber an keiner der Stellen, wo er ihn suchte, angetroffen. Immer schien er sich wo anders zu befinden. Deshalb entschloß er sich, ihn gleich hier anzureden.

Das tat er denn auch, als der Mann, der eben mit ihm gesprochen, ihn wieder verlassen hatte.

Evans gab ihm nicht gleich eine Antwort, als er sein Anliegen vorgebracht, sah ihm aber prüfend ins Gesicht. Dann fragte er:

„Was verstehen Sie?"

„Schriftliche Arbeiten. Das andere bin ich bereit zu lernen."

„Gut. Sie können sich morgen früh 5 Uhr meiner Kolonne von Packpferden anschließen, die mit Proviant und anderen notwendigen Dingen nach den Minen am Renntierflusse abgeht. Der Fluß taut jetzt auf, und wir werden genug Wasser haben, um mit dem Goldwäschen zu beginnen. Während des Winters haben wir nur gegraben mit Hilfe von großen Feuern, um den Boden aufzutauen. Jetzt liegen Berge von ausgegrabenem Sand dort, weil das Wasser zum Waschen fehlte. Ich brauche jetzt auf meinem Claim einen ehrlichen Menschen als Unteraufseher. Sie erhalten zwanzig Dollar und alles frei."

Da die Goldgräber und Goldwäscher bei ihrer sehr schweren Arbeit nur fünfzehn Dollar den Tag erhielten, so war Escher mit dem Angebot sehr zufrieden.

„Sie wissen aber doch noch gar nicht, ob ich ein ehrlicher Mann bin", sagte Escher lächelnd.

„Ich habe Ihr Gesicht geprüft, und das genügt mir."

„Der Schein trügt aber manchmal."

„Ja. Aber auch der geschriebene Schein trügt. — Übrigens, ich habe auch gesehen, wie Sie dem Mann da die Bohnen und das Mehl gaben. Ich sage nicht, daß das richtig war. Verhältnisse legen uns manchmal Zwang auf. Aber kein Betrüger hätte so gehandelt, und so denke ich, ich will's mit Ihnen versuchen. Also um 5 Uhr morgen früh. Wir starten vor der City Hall."

Das nahm Escher als seine Entlassung, und da er noch verschiedene Vorbereitungen zu treffen hatte und sich auch von Mr. und Mrs. Paterson verabschieden wollte, verließ er auch gleich darauf den Salon.

Kaum eine Viertelstunde, nachdem er gegangen, betrat eine neue, ziemlich lärmende Gesellschaft den Raum. An der Spitze erschien eine Frau, die niemand anders war, als die zweite Miß Malony. Hinter ihr, breitmassig, kam Lynn, gefolgt von dem Rechtsanwalt Murphy und dem früheren Spielhalter des Salons, McPhee.

Auch Lynn und Miß Malony waren anscheinend nicht das erstemal hier, denn sie begrüßten mit ihren Begleitern verschiedene Anwesende, darunter auch Peggy und Evans. Dann ließen sie sich an einem Tische nieder und Lynn holte Getränke von der Bar, worauf

sie sich — es waren wohl nicht die ersten, die sie an diesem Tage zu sich genommen — mit lauten Stimmen zu unterhalten begannen. Ein paarmal ging das Mädchen auch mit Lynn und den anderen zum Tanze in den anstoßenden Raum.

An der Spitze erschien eine Frau, die niemand anders war als die zweite Miß Malony.

„Ich hätte mir Malonys Tochter anders vorgestellt", sagte Peggy halblaut zu Evans. „Um sie hätte er sich nicht so abzusorgen brauchen. Die ist ganz imstande, auf sich selbst aufzupassen. Und sie trauert auch nicht ein bißchen um ihren Vater. Ich bin sicher, sie hat noch nicht einmal sein Grab besucht."

„Murphy will seinen Claim jetzt verkaufen an eine Gesellschaft", bemerkte Evans. „Er hat ihn mir angeboten. Ich könnte ihn recht gut bearbeiten lassen, da er an den meinigen grenzt. Nachdem ich ihn aber Malony geschenkt hatte, schien mir der Gedanke, ihn wieder zurückzukaufen, sonderbar, und ich habe abgelehnt."

„Murphy!" wiederholte Peggy geringschätzig. „Ich traue dem Mann nicht. Wenn ich ihn sehe, habe ich immer das Gefühl, als ob eine Schlange in meine Nähe kommt. Übrigens ist McPhee nicht besser. Und der Mann Lynn, den sich Miß Malony mitgebracht hat, scheint zu ihnen zu passen. Deshalb haben sie sich ja auch hier so gut zusammengefunden. — Hör' auf mit deiner Geige, Freddy Langdon, du kratzest einem damit ja die Haut von den Nerven. Miß Malony, zeigen Sie ihm doch einmal, wie man spielt. — Sie ist eine große Künstlerin, Freddy, und du kannst was von ihr lernen."

„Ich geigen?" lachte Miß Malony schrill auf. „Ich weiß ja gar nicht, wie man solch ein Ding anfaßt."

In großer Überraschung richtete Peggy einen fragenden Blick auf sie, und es entging ihr auch nicht, daß Mr. Murphy sie unter dem Tisch bedeutsam anstieß.

„Miß Malony scherzt natürlich", sagte er. „Aber Sie werden verstehen, daß dies hier nicht ganz die Umgebung ist, in der eine Künstlerin zu spielen gewöhnt ist."

Die Erklärung erschien ausreichend, mußte jedenfalls als ausreichend gelten, da sich Miß Malony bestimmt weigerte zu spielen.

Peggy war aber doch noch nicht damit zufrieden.

„Davy," sagte sie leise, „jetzt bin ich sicher, daß hier etwas nicht in Ordnung ist."

(Fortsetzung folgt.

Die „Deutsche Stunde" fällt diesmal aus.

Nächste (37.) Fortsetzung in Coco Nummer 19.

Briefkasten

Zur Beachtung! Diejenigen Leser und Leserinnen der „Rama-Post", welche auf Grund einer Veröffentlichung in unserer Zeitung von anderen Kindern Briefmarken, „Palmin-Postkarten" oder sonstige Gegenstände im Tausch erbitten und empfangen, erinnern wir daran, daß sie zur Gegenleistung verpflichtet sind.

„Palmin-Post" wünschen zu tauschen: Margarete Zimmer, Görlitz, Hospitalstr., 3 III; Charlotte Henjecken, Idar a. d. Nahe, Oberstweiler; Gert Pirner, Ottensoos bei Nürnberg; Alfred Brüning, Aurich (Ostfriesland), Kirchdorferstraße 19; Siegfried Multhaupt, Lübeck, Strecknißsiedlung Beim Stadthof 2; Gerhard Wolff, Berlin-Friedenau, Wilhelmstr. 18 v. III Tr.; Liselotte Nitzsch, Berlin-Baumschulenweg, Köpenicker Landstraße 142; Ruth Trump, Karlsruhe (Baden), Roggenbachstraße 21; Karl Grönninger, Darmstadt, Kiesstraße 125 II; Annemarie Bernhard, Berlin-Steglitz, Heinrich-Seidel-Str. Nr. 2 II; Lehrer Hans Forster, Meindorf (Sieg), Bez. Köln, Post Menden (Sieg); Otto Vollbach, Münster in Westf., Heißstr. 1; Heinz Menzlaw, Darmstadt, Hügelstr. 3, ptr.; Herta Almstedt, Hildesheim, Wiesenstr. 35 I; Heinrich Bauer, Naila (Bayern), Karlsgasse 3; Wilma Bierwirth, Hannover, Höltystr. 7 IV I; Helmut Klein, Berlin N 65, Seestr. 39 I Karl Erne, Kempten, Breitestr. 3½; B. Kraft, Stadtroda, Geraer Str. 11; Karl Thiel, Hebel, Kr. Homberg, Reg.-Bez. Kassel; Gerhard Biedermann, Waldenburg (Schles.), Friedländerstr. 8 III; Heinrich Bohne, Barth in Pommern, Chausseestr. 28 part.; Hans-Werner Cale, Berlin-Charlottenburg, Windscheidstr. 38 I; Herbert Urban, Dittersbach b. Waldenburg in Schlesien, Lutherstraße 6.

Hans Eggert, Hannover. „Karbatsche" ist die Bezeichnung für eine aus ledernen Riemen geflochtene Peitsche, stammt von dem gleichbedeutenden türkischen Namen Karbatsch.

Franz Claß, Bernburg. Das Bierkönigsbündnis wurde im Jahre 1850 zwischen Bayern, Württemberg, Hannover und Sachsen abgeschlossen.

Die Fußballkanone aus dem Süden. Deutschland spielte bis jetzt 70 Fußballländerkämpfe einschließlich der Olympischen Wettkämpfe 1928 in Amsterdam. Hiervon wurden 23 Spiele gewonnen, 13 unentschieden und 34 verloren. Für das Jahr 1929 waren 4 Spiele abgeschlossen. Gegen die Schweiz wurde bereits gespielt, und die Spiele gegen Italien, Schweden und Finnland finden in nächster Zeit statt.

Heinz Stumpe, Bremen. Das Bernwardskreuz, ein aus Gold mit Edelsteinen und Kristallen besetztes Kreuz, wird in der Maria-Magdalena-Kirche zu Hildesheim aufbewahrt. Es ist nach dem heiligen Bernward, Bischof von Hildesheim, benannt. Vom gewöhnlichen, lateinischen Kreuz unterscheidet es sich dadurch, daß es an den Enden der Arme noch Querbalken hat.

Ernst Teuchert, Hamburg. In der nächsten Coco-Nummer wirst du einen Aufsatz über das Luftschiff „Graf Zeppelin" finden. Deine Fragen werden darin ausführlich beantwortet.

Der Naturfreund in Dresden. Der Juni- oder auch Julikäfer fliegt, wie der Name schon sagt, etwa 14 Tage im Juni und Juli. Er gehört ebenfalls wie der Maikäfer auch zur Gattung der Blatthornkäfer. Der Junikäfer ist bedeutend kleiner und unterscheidet sich durch seine gelbbraune Farbe und zottig behaarte Brust von dem großen, rotbraunen Maikäfer. Beide Käfer richten an Obstbäumen und im Laubwerk großen Schaden an

Beim Einkauf von „Rama-Margarine butterfein" erhält man umsonst abwechselnd von Woche zu Woche die Kinderzeitung „Die Rama-Post vom kleinen Coco" oder „Die Rama-Post vom lustigen Fips".

Fehlende Nummern sind gegen Ersatz unserer Porto-Auslagen von 5 Pf. (in Briefmarken) pro Exemplar vom Verlag erhältlich.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an: „Die Rama-Post vom kleinen Coco", Goch (Rhld.)

Für den Inhalt verantwortlich: P. Mengelberg, Goch (Rhld.)